Zeitschrift: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Band: 26 (2011)

Artikel: Regulierung zur Sicherung der Nahrung : zur Übereinstimmung von Menschenbild und Marktmodell bei Zünften und Kameralisten

Autor: Nipperdey, Justus

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-871789

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Justus Nipperdey

Regulierung zur Sicherung der Nahrung

Zur Übereinstimmung von Menschenbild und Marktmodell bei Zünften und Kameralisten

Betrachtet man die jüngere wirtschaftshistorische Forschung, wirft bereits der Titel dieses Aufsatzes viele Fragen auf. War es vor wenigen Jahren noch vollständig plausibel, von der «Idee der Nahrung» zu sprechen, von «den» Zünften als einheitlichem Konzept mit einem definierten Marktmodell (nämlich: der Verhinderung von Markt) auszugehen, so sind diese alten Gewissheiten in den letzten Jahren von unterschiedlichen Richtungen aus erschüttert worden. Auf der einen Seite ist die historiographische Genese des Konzepts der Nahrung wie auch vieler anderer Bausteine der älteren Zunftgeschichte freigelegt und dekonstruiert worden.[1] Auf der anderen Seite wurden die Geschäftspraktiken von Zunftmitgliedern untersucht, die ein deutliches Gewinnstreben an den Tag legten, leistungsorientierten Stücklohn erhielten, den überlokalen Wettbewerb annahmen und ausnutzten und für ihren «freye[n] Handel» kämpften; ja, sie kooperierten sogar mit unzünftigen Konkurrenten, verkauften ihnen eigene Waren oder kauften deren Produktion auf.[2] Kurz: das säuberlich gezeichnete, scharf akzentuierte Bild der Zünfte verschwimmt in der Begegnung mit der vielfältigen Praxis der wirtschaftlich aktiven Menschen, Männern wie Frauen, Zunftmitgliedern wie Störern, Stadt- wie Landbewohnern. Um dieser Vielfalt und Heterogenität gerecht zu werden, ist in einer neueren Studie zur Zunftpraxis gar der Schluss gezogen worden, man müsse «auf das Kollektivsubjekt Zunft» überhaupt verzichten.[3] So sehr der praxeologische Ansatz die Zunftforschung in jüngster Zeit vorangebracht und alte Gewissheiten erschüttert hat, bleibt es eine Aufgabe der Geschichtsschreibung, die Vielfalt der Phänomene interpretativ einzuordnen, ohne in einen unhaltbaren Essentialismus zu verfallen.[4] In diesem Sinne möchte ich im ersten Teil ein mindestens im deutschsprachigen Raum gültiges Menschenbild und Marktmodell «der» Zünfte identifizieren. In einem zweiten Schritt erörtere ich die entsprechenden Vorstellungen deutscher ökonomischer Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts, die deutliche Homologien mit dem zünftigen Modell aufweisen. Dieser überraschende Befund steht im Gegensatz zur gängigen Gegenüberstellung von Zünften und Kameralismus und eröffnet somit neue Forschungsfragen, die am Schluss angesprochen werden.

Das ökonomische und soziale Ideal der Zünfte

Bei der Konzeptionalisierung eines zünftigen Menschenbilds und des dazugehörigen Marktmodells möchte ich an dem zuletzt kritisierten Begriff der «Nahrung» festhalten. Ein zentraler Grund dafür liegt in der Ubiquität des Begriffes in den Quellen, die auf eine grundlegende Bedeutung des Konzeptes verweist und nicht einfach als situativ eingesetztes nützliches Argument abgetan werden kann.[5] Vielmehr hat der Begriff der Nahrung als Teil der gepflegten Semantik wirklichkeitsbezeichnende und wirklichkeitsstrukturierende Bedeutung für die frühneuzeitliche Gesellschaft. Dabei ist es wichtig, ihn von Konnotationen zu befreien, mit denen ihn die ältere Zunftforschung belegt hat, und seine zeitgenössische diskursive Bedeutung zu rekonstruieren. Denn für die frühneuzeitlichen Handwerker stand Nahrung nicht in diametralem Gegensatz zu ökonomischem Handeln, Wettbewerb und Bereicherung, wie Sombart suggerierte. Statt dessen bezeichnete sie eine von unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen akzeptierte Norm zum Ausgleich von Leistungsprinzip und Gerechtigkeit beziehungsweise Umverteilung. Die Anwendung dieser theoretischen Norm stellte dabei einen Kampfplatz partikularer Interessen dar und musste immer wieder neu ausgehandelt werden; ihre grundlegende Bedeutung für die Kommunikation und (wirtschafts)politische Praxis der Frühen Neuzeit kann jedoch nicht bestritten werden. Die Kritik an der Idee der Nahrung in der wirkmächtigen Version Werner Sombarts hat ohne Zweifel ihre Berechtigung. Sombart konziperte seine Idee der Nahrung zwar zunächst von einem menschlichen Mindestbedarf aus: Die vorkapitalistische Wirtschaftsverfassung (in ihrer Idealform) sei darauf angelegt gewesen, den Bedarf eines jeden zu decken, sei es durch die Hufenverfassung, die jedem Hof genügend Land für die Ernährung einer Familie sicherte, oder eben durch die Zunftverfassung in den Städten. In einem Folgeschritt hat er diese Untergrenze dann aber gleichzeitig zu einer Obergrenze des zu Erwirtschaftenden gemacht. Aufgrund ihrer Wirtschaftsgesinnung hätten die vorkapitalistischen Menschen keinen Anreiz gehabt, mehr als ebendiese (Mindest-)Nahrung zu erarbeiten.[6] Dieses anthropologische Nahrungsdenken, das Sombart in der Tradition der jüngeren historischen Schule gegen den nutzenmaximierenden *homo oeconomicus* der angelsächsischen Wirtschaftstheorie ins Spiel gebracht hat, baute eine unüberwindliche Mauer zwischen dem modernen und dem vormodernen Menschen auf. Es ist diese angebliche Wirtschaftsgesinnung, die die Idee der Nahrung am stärksten desavouiert hat und die von der jüngeren Zunftforschung widerlegt worden ist.

Versteht man die Nahrung aber als einen Mindeststandard zum Leben, der im Sinne der «standesgemässen Nahrung» über den Subsistenzlohn hinausgeht und zusätzlich eine soziale Komponente beinhaltet, bleibt das Konzept für die Frühe Neuzeit bedeutsam. Nahrung bezeichnet demnach nicht die Kapazität zum blossen Überleben, sondern entspricht dem aristotelischen *bene vivere*, das die Obrigkeit

ihren Untertanen oder Zünfte ihren Mitgliedern garantieren sollte. Dies schliesst weder Erwerbsstreben noch Konkurrenzverhalten aus und steht nicht im Widerspruch zu den grossen materiellen Ungleichheiten innerhalb der Zünfte. Neben dem materiellen hat die so konzipierte Nahrung auch einen zentralen sozialen Aspekt: den der Selbständigkeit.[7] Das Wirtschaften als selbständiger Produzent bildete die Voraussetzung einer adäquaten Existenz in der ständischen Gesellschaft, die durch den ausreichenden Verdienst materiell gesichert wurde.[8] Dieser Gesichtspunkt wird besonders bei der Haltung von Zünften zu technischen Innovationen deutlich. Hier konnte gezeigt werden, dass ihr Widerstand gegen die Einführung der Bandmühlen weniger durch eine Ablehnung technischer Neuerungen oder arbeitssparender Maschinen im Allgemeinen begründet war, als vielmehr durch die hohen Kosten der Stühle, die die Selbständigkeit vieler kleinerer Meister bedrohten. Der billigere Strumpfwirkerstuhl wurde dagegen akzeptiert, da die Meister ihn auf eigene Kosten anschaffen und damit sogar ihre Situation verbessern konnten.[9]

Selbständigkeit und Abhängigkeit waren dabei gerade im Exportgewerbe nicht so klar voneinander geschieden, wie es die Historiographie des Frühkapitalismus gerade für Westeuropa postuliert hat. Demnach standen den selbständigen Handwerkern, die für den lokalen Markt produzierten, die «proletarisierten» Textilarbeiter gegenüber, die in vollständiger Abhängigkeit von Unternehmerkaufleuten standen.[10] In der Praxis arbeiteten viele städtische Handwerker für Verleger, ohne ihre Selbständigkeit aufzugeben, oder sie produzierten gar für kapitalkräftigere Meister, die ihre Grossaufträge von ihren Zunftgenossen bearbeiten liessen. Ein solches *subcontracting* stand in einem Zusammenhang mit der Verwurzelung und politischen Macht der Zünfte vor Ort, die dort in Kooperation mit der Obrigkeit zu einer Durchsetzung von Handwerksmeistern als Unternehmern – gegenüber dem Handelskapital – führte.[11] In solchen Fällen förderten die städtischen Obrigkeiten den Erhalt der selbständigen Produzenten des Exportgewerbes, nicht nur aus ökonomischen oder steuerlichen, sondern aus politisch-sozialen Gründen. "It appears likely too that the members of the elite valued small commodity production for more than functional reasons, that they welcomed it as an essential component of the social fabric of the community."[12] Diese Sichtweise entsprach dem Selbstbild der Zünfte, die sich als Garantinnen sozialer und politischer Stabilität präsentierten, wenn die Interessen ihrer Mitglieder geschützt würden.[13] Auch hier war die Selbständigkeit von zentraler Bedeutung, und sie wurde nicht dadurch beeinträchtigt, dass man vertraglich für Kaufleute oder Unternehmer produzierte. Die sozial akzeptable Grenze war offenbar dort überschritten, wo der Verleger nicht nur die Rohstoffe, sondern auch das Gerät stellen würde, wie der Fall der Bandmühlen zeigt.

Den wirtschaftenden Menschen konzipierten die Zünfte als selbständigen Handwerker, der in der Lage war, seine Nahrung zu verdienen. Diesem Ziel sollte auch die Regulierung der Märkte dienen. Die Regeln verhinderten nicht den Wettbewerb

innerhalb der Zunft, noch konnten oder wollten sie die Existenz eines überregionalen Marktes oder dessen Auswirkungen negieren. Steven Epstein hat diese marktregulierende Funktion der Zünfte hervorgehoben: "Even the most restrictive guild practices prescribed rules for competition rather than abolish it."[14] Diese Regeln sollten selbstverständlich die ökonomischen Interessen ihrer Mitglieder fördern, die aber keine homogene Gruppe bildeten, wie wir inzwischen wissen. Betriebsgrössen, Einkommen und sozialer Status variierten enorm. Trotz ihrer vielfach stratifizierten Struktur, die den reichsten Mitgliedern ein hohes Mass an Entscheidungskompetenz zuschrieb, verweisen alle zünftigen Interventionen auf die zentrale Stellung, die der Schutz der kleinen selbständigen Produzenten einnahm. Damit war keine Selbstamputation der grösseren Meister verbunden, die offenbar immer Wege fanden, sich über die eigenen Regelungen hinwegzusetzen und ihre Betriebsgrösse zu erhalten.[15] Der Marktregulierung der Zünfte war also eine höhere Flexibilität inhärent, als es die normativen Regeln und die Untersuchungsakten gegen Übertreter enthüllen, da sie zuweilen ohne Sanktionierung übertreten werden konnten und somit nur situativ galten.[16] Eine nicht überschreitbare Grenze stellte jedoch in fast allen Fällen die Ausdehnung grösserer Produzenten auf Kosten der Existenz der kleineren Meister dar, da dies am Selbstverständnis der Zünfte gerüttelt hätte.

Zünfte und Kameralismus

Das so definierte Menschenbild und Marktmodell der Zünfte soll im Folgenden als Hintergrund sehr ähnlicher Vorstellungen von kameralistischen Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts dienen. Diese Korrespondenz überrascht zunächst, gelten die Kameralisten doch als Gegner oder zumindest Widerpart der Zünfte und einer von ihnen repräsentierten Wirtschaftsstruktur. Dieser Ruf hat mehrere Gründe: erstens ihre teilweise massive antizünftige Rhetorik, zweitens ihre Vorliebe für grossbetriebliche Produktionsformen und drittens ihre grundsätzliche Hinwendung zur Gewinnmaximierung, die der alten Idee der Auskömmlichkeit den Boden entzogen habe. Der erste dieser Punkte ist für unseren Zusammenhang von geringer Bedeutung, denn obwohl die kameralistische Kritik an den Zünften wohl bekannt ist, finden sich im alten Reich nur wenige Autoren, die tatsächlich ihre Abschaffung fordern – meist begnügen sie sich mit der Forderung nach Abstellung der Missbräuche.[17] Die beklagten Missbräuche beziehen sich nicht nur auf Abschliessungstendenzen, hohe – aus Sicht der Kameralisten: irrational hohe – finanzielle und soziale Eingangshürden, sondern auf die Jurisdiktions- und Marktregulierungskompetenzen der Zünfte. Den Kameralisten ging es nicht um eine «liberale» Abschaffung dieser Rechte, sondern ihren Transfer hin zur staatlichen Obrigkeit. Staatliche Beamte sollten den Markt regulieren und zwar zumeist mithilfe der Zünfte als nutzbarer Institution. Selbst Autoren, die die

Abschaffung der Zünfte forderten, wollten deren Kontrolle des Arbeitsmarktes weiterführen. C.B. von Loen gibt in einem Policey-Traktat von 1740 zu, dass die Vermehrung der Arbeitskräfte über das Mass an vorhandener Arbeit hinaus das einzige sinnvolle Bedenken gegen die Zunftaufhebung sei. Diesem Problem sei aber einfach beizukommen, «wenn nach Befinden nur eine gewisse Zahl von jedem Handwerck und Gewerb, so viel in dem gemeinen Wesen nützlich, nöthig, nicht beschwerlich sind, und ihre Nahrung haben können, gestattet werden».[18]

Neben den direkten Angriff auf die Zünfte tritt ihre implizite oder graduelle Entmachtung durch den Aufbau von Manufakturen und die Durchsetzung des Prinzips der Gewinnmaximierung durch den Unternehmer, sei er privat oder staatlich. Beide Konzepte sind leicht zu finden, wenn man ein beliebiges Werk des kameralistischen Schrifttums aufschlägt. Dennoch stellt ein guter Teil dieser Vorstellung eine Rückprojektion aus der Zeit des Kapitalismus des 19. Jahrhunderts dar. Denn bei den deutschen Kameralisten waren weder die Manufakturen kapitalistischen Fabriken äquivalent, noch stellte die Gewinnmaximierung einen Wert für sich dar, der universell angewandt im Sinne von Adam Smiths Marktmodell zu einer allgemeinen Steigerung der Wohlfahrt führen würde. Ich möchte die Bedeutung dieses Begriffspaares anhand des kameralistischen Verständnisses von Lohn und Lohnarbeit hinterfragen. Dabei zeigt sich ein Sozialmodell, das demjenigen der Zünfte nahe steht, in Form einer fast ausschliesslichen Konzentration auf selbständige Produzenten, die über ein Mindesteinkommen verfügten, das über einem reinen Subsistenzlohn lag – oder auf jeden Fall liegen sollte. Gleichzeitig bedeutet das nicht, dass den Kameralisten keine veränderten Betriebsformen oder Geschäftspraktiken vorschwebten, doch blieben diese Neuerungen entweder eingehegt oder unabgeglichen neben dem grundlegenden Sozialmodell stehen.

Den Ausgangspunkt für die Untersuchung der kameralistischen Ansichten zu Lohn und Lohnarbeit muss das etablierte Bild der Rolle des Lohnes im europäischen Merkantilismus bilden, insbesondere die Meinung, dass «der» Merkantilismus möglichst niedrige Löhne gefordert habe. Die Forderung hatte nach gängiger Meinung zwei Gründe: 1. die billige Produktion aufgrund niedriger Lohnkosten und damit die Verbesserung der Exportchancen der Waren; 2. ein spezifisches Menschenbild, wonach der Subsistenzlohn die einzige Möglichkeit biete, die Menschen überhaupt zur geforderten Arbeitsleistung zu bewegen. In deutlichen Worten hat Bernard Mandeville diese Sichtweise in seinen Anmerkungen zur Bienenfabel ausgedrückt: "as they ought to be kept from starving, so they should receive nothing worth of saving."[19] Edgar Furniss hat 1920 in einer einflussreichen Studie solche Aussagen englischer Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts gesammelt und daraus eine Lohntheorie des Merkantilismus abgeleitet, die Eli Heckscher dann in sein Gesamtbild des europäischen Merkantilismus übernahm.[20] Auch in den letzten Jahrzehnten beschränkte sich die Forschung auf die englischen Verhältnisse und debattierte ins-

besondere, wann und warum diese Niedriglohntheorie in England abgelöst worden sei.[21] Trotz einzelner Hinweise darauf, dass solche Aussagen auf dem Kontinent praktisch nicht zu finden sind,[22] blieb das Bild der einheitlichen merkantilistischen Lohntheorie bestehen – auch in Bezug auf den deutschen Kameralismus.[23] Die von vielen Kameralisten gezogene Verbindung von Lebensmittelpreisen und Arbeitslohn wurde als Beweis betrachtet, dass diese ein Subsistenzlohnkonzept verfolgten. Auch für die – wiederum aus England übertragene – Behauptung, die populationistische Bevölkerungspolitik sei mit der Notwendigkeit niedriger Löhne beziehungsweise dem automatischen Sinken der Löhne bei Vermehrung der Arbeiterschaft begründet worden, findet man keine Belege in deutschen Schriften.[24]

Statt dessen tritt einem das Ideal des «nahrhaften» Handwerkers entgegen, dessen Zahl durch staatliche Massnahmen zu erhöhen sei – gepaart mit einer mangelnden Thematisierung der Existenz von lebenslanger Lohnarbeit (im Gegensatz zu temporärer, wie sie bei Gesellen angenommen wurde), die im Zentrum der englischen Debatte stand. Diese Diskrepanz hängt sicherlich auch mit der grösseren und früheren Verbreitung von Lohnarbeit in England zusammen,[25] die aber die systematische Negation in den deutschen Schriften nicht hinreichend erkären kann.

Zweifellos bestand im 18. Jahrhundert eine grosse Nähe von Handwerksbetrieb und Manufaktur, noch am Ende dieses Jahrhunderts sind beide Begriffe nicht eindeutig voneinander geschieden. Die Manufakturen des 18. Jahrhunderts waren auf gelernte Handwerksmeister und -gesellen angewiesen,[26] mit deren Ausbildung sich die Kameralisten intensiv beschäftigten, deren Abhängigkeitsverhältnisse in einer grossbetrieblichen Manufaktur jedoch nicht angesprochen wurden. Praktisch keine Aufmerksamkeit schenkten die deutschen Autoren schliesslich den notwendigen ungelernten Hilfskräften und fügten sich vielmehr in ein Muster ein, dass Volker Hunecke für die gesamte Frühe Neuzeit erkannt hat: «Die obstinate Weigerung, die Existenz einer zahlreichen Klasse von ‹labouring poor› anzuerkennen, bildet eine der erstaunlichsten Merkwürdigkeiten der frühneuzeitlichen Armutsgeschichte»[27] sowie des kontinentalen Wirtschaftsdenkens, wie man hinzufügen kann. Obgleich sich diese «Weigerung» in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der «Entdeckung» der Lohnarbeiter als massenhafter Erscheinung durch einzelne Kameralisten relativierte, blieben die Lohnarbeiter ein Fremdkörper im Sozialmodell der deutschen Kameralisten, das sich am ständischen Ideal orientierte. Paradigmatisch für das verfochtene Sozialmodell des selbständigen Handwerkers steht das Werk Johann Joachim Bechers, doch es handelt sich keineswegs nur um ein Konzept aus der Frühzeit des kameralistisch-ökonomischen Denkens im 17. Jahrhundert. Anhand von Becher, dem sächsischen Kommerzienrat Johann Paul Marperger und mehreren Autoren der Jahrhundertmitte werden im Folgenden die zentralen Elemente des hier offenbar werdenden Sozialmodells und seiner Auswirkung auf die Marktregulierung deutlich gemacht.

Selbständigkeit und Lohnarbeit im deutschen Kameralismus

Johann Joachim Becher (1635–1682), der wichtigste deutschsprachige ökonomische Autor des 17. Jahrhunderts, hat zwar nie positiv definiert, was er unter Markt verstand oder wie die richtige Marktordnung aussehen sollte, umso deutlicher hat er aber drei «Hindernisse und Hauptfeinde» seiner idealen, ökonomisch definierten bürgerlichen Gemeinde herausgehoben: das Monopol, das Polypol und das Propol, das in etwa dem Vorkauf entspricht.[28] Das Polypol ist das Gegenteil des Monopols: eine Vielzahl von Anbietern, die mehr produzieren, als abgesetzt werden kann, und die sich in einem ruinösen Preiskampf gegenseitig zu Grunde richten.[29] Die Ablehnung des Polypols stellte Becher vor ein argumentatives Dilemma, denn er war auf der einen Seite ein glühender Bewunderer der Niederlande und ihres wirtschaftlichen Erfolges, den er zeit seines Lebens als leuchtendes Beispiel für die deutschen Territorien darstellte, auf der anderen Seite herrschte seiner Meinung nach ebendort das zunftlose Polypol. Daher gestand Becher zu, dass die freie Konkurrenz zunächst zu einer Vermehrung der Arbeiter und billiger und qualitativ guter Produktion führen würde. Das System habe aber zwei zusammenhängende Mängel. Erstens sei es «den Kauffleuten und Verlägern ein gemachtes Spiel, dann dadurch erhalten sie den Handwercksmann in steter Armuth und Arbeit, dann die Mänge ihrer macht, daß sie fleissig und wohlfeil arbeiten und die Leut befördern, ja der Arbeit nachlauffen und mit aller Mühe dennoch kaum ein Stück Brod verdienen können».[30] Damit wendet er sich diametral gegen die zeitgleich in England formulierte Subsistenzlohntheorie.

Die Folge der Verarmung der Produzenten sei, zweitens, eine höhere Krisenanfälligkeit. Diese armen Leute könnten in solchen Zeiten nicht mehr überleben und würden das Land verlassen, der niederländische Erfolg sei also nur eine Scheinblüte, die nicht von Dauer sein werde. Stabil und krisenresistent ist in Bechers Denken nur eine Ökonomie von selbständigen Kleinproduzenten, die so «nahrhaft» seien, dass sie nicht bloss Produzenten, sondern auch Konsumenten darstellten.[31] Wie die richtige «Proportion» der Handwerker festzulegen sei, wie also die Statik der etablierten Gewerbe mit der von ihm gleichfalls geforderten Dynamisierung der Wirtschaftstätigkeit in Einklang zu bringen sei, das ist «nit eins von den geringsten secretis politicis», wie er zugeben muss.[32] Eine systematische Lösung des Problems kann er nicht bieten, nur die strenge staatliche Überwachung von Handel und Handwerk, die ein Gleichgewicht zwischen Konkurrenz und Selbsterhaltung der Produzenten herzustellen hatte. Indem Becher die besondere Schwierigkeit der Schaffung der richtigen Proportion eingestand, ging er weiter als fast alle nachfolgenden kameralistischen Autoren, die ausnahmslos die gleiche Lösung des Problems postulierten: Nur durch eine kluge situative Regulierung könnten die Vorteile des (relativ) freien Warenmarktes mit der erwünschten Gewerbestruktur verbunden werden.

Mit dieser Problematik kämpfte auch der eine Generation jüngere Paul Jacob Marperger (1656–1730). Unter den kameralistischen Vielschreibern war Marperger vielleicht der produktivste, was die veröffentlichen Seitenzahlen angeht. Viele seiner Werke sind eher beschreibend als analytisch, er war ein grosser Kenner der zeitgenössischen Handwerks- und Handelspraktiken, gleichwohl basieren seine Traktate auf festen ökonomischen Grundsätzen. Wie die übrigen Kameralisten war Marperger kein Gegner, sondern ein grosser Befürworter des Verlags, da er davon ausging, dass nur im Verlag Exportprodukte, vor allem Textilien, hergestellt werden könnten. Der herkömmliche Verlag hatte aber eine negative Seite, die gleiche, die Becher schon beim freien holländischen Arbeitsmarkt identifiziert hatte. Dieser Hauptfehler sei, «daß die Verlegers denen Handwerks-Leuten es allzu knap zu schneiden, also daß diese kaum das liebe Brodt bey ihrer sauren Arbeit haben».[33] Die Verleger nutzten die niedrigen Löhne aus, entweder um sich selbst zu bereichern oder um die Ware zu Dumpingpreisen zu verschleudern.[34]

Marperger wetterte gegen einen für die Produzenten ruinösen Preiswettbewerb, nicht gegen den Wettbewerb an sich. Diesen sah er über Qualität, Reputation und auch Preis ausgefochten – aber nur bis zu einer gewissen, nicht zu unterschreitenden Grenze. Werde die Ware zu billig abgegeben, so leide die Reputation, die doch das eigentliche Mittel ist, den Preis hoch zu halten. Der Druck des Marktes müsse durch obrigkeitlich oder genossenschaftlich organisierte Kaufhäuser abgemildert werden, die den Webern ihre Erzeugnisse zu einem guten Preis abnähmen und somit verhinderten, dass diese in der Not ihre Produktion selbst zu verkaufen suchten und damit die Preise wiederum unter Druck setzten. Vielmehr könnte ein mit ausreichend Kapital ausgestattetes Kaufhaus die Waren in schlechten Zeiten einlagern, die Reputation und den Preis erhalten und später zu höheren Preisen wieder verkaufen. Marperger erkannte die Marktmechanismen und suchte nach Möglichkeiten, diese einzuhegen und zum Nutzen der kleinen Produzenten zu manipulieren. Den Grundsatz einer solchen Intervention bildete die Überzeugung: «Eine jede Manufactur muß bei dem utili auch das Honestum haben, daß nemlich niemand darunter graviret oder beleidiget werde.» Weil es besser sei, «daß viel mittelmäßige Bürger ihre Nahrung mit den Ihrigen haben, als daß ein oder zwey große Hansen reich, und jene hingegen arm werden», müsse der Wettbewerb begrenzt (beziehungsweise hauptsächlich über Qualitätsstandards geführt) werden und die Selbständigkeit der Produzenten erhalten werden.[35] Marperger gab sich keinen Illusionen hin: Innerhalb einer Zunft werde es immer Grosse und Kleine, Reiche und Arme geben, aber er wollte die grossen Meister dazu zwingen, auch bei den Kleinen produzieren zu lassen. Wie den Zünften galt Marperger die Verlagsarbeit nicht als ehrenrührig, solange sie in der eigenen Werkstatt am eigenen Webstuhl vollzogen wurde.

Die gleiche Ausrichtung findet man in den Schriften des voll ausgebildeten Kameralismus nach der Mitte des 18. Jahrhunderts. Gerade der systematische Anspruch

dieser neuen Staatswissenschaft, die über eine blosse Handels- und Produktionslehre hinausgehen und alle sozialen Phänomene inkorporieren wollte, führte dazu, dass sie den Charakter einer Soziallehre annahm, in deren Mittelpunkt wiederum der selbständige Produzent stand. Trotz mancher Akzentverschiebung gegenüber den älteren Kameralisten perpetuierten die Staatswissenschaftler zwei wichtige grundsätzliche Aussagen ihrer Vorgänger: Erstens verstanden sie unter Manufakturen weiterhin vor allem verlagsmässig organisierte Produktion und zweitens kritisierten auch sie die zu niedrigen Löhne für die dortigen Produzenten.

Die Bedeutung der Begriffe Manufaktur, Fabrik, Fabrikant und Arbeiter war im 18. Jahrhundert nicht klar definiert. Dies wurde schon zeitgenössisch beklagt und Kameralisten wie Johann Heinrich Gottlob von Justi (1717–1771) versuchten ihre eigenen Definitionen zu etablieren. Diese Versuche blieben zunächst erfolglos, noch in den Vorbereitungen zum preussischen Landrecht von 1791 wurden die Begriffe uneinheitlich verwendet. In der endgültigen Fassung bedeutete «Fabrikant» Arbeiter einer «Fabrik», während der gleiche Terminus in den Entwürfen den Unternehmer bezeichnet hatte. Die wenigen Paragraphen, die den Lohnarbeitern gewidmet sind, zeigen dabei unabhängig vom Begriff die weiterhin vorherrschende Orientierung am Verlagssystem, etwa wenn dem Fabrikanten/Arbeiter verboten wurde, selbst Handel mit seinen Produkten zu treiben und statt dessen auferlegt wurde, sie nur seinem Unternehmer/Verleger zu verkaufen.[36] Die changierende Bedeutung der Begriffe hat zu vielfältigen Irrtümern der Forschung geführt, die zum Teil die gängigen positiven Bewertungen von Manufakturen mit zentralisierter Fabriksproduktion gleichgesetzt hat.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts kann man eine einsetzende stärkere Aufmerksamkeit für die nichtselbständigen Arbeiter konstatieren, die nun erstmals als Gruppe wahrgenommen wurden. Diese blieb jedoch zunächst auf wenige Autoren beschränkt und war – wichtiger – keineswegs positiv. Die Arbeiter wurden nicht als günstige und notwendige Voraussetzung einer billigen Massenproduktion emphatisch begrüsst, sondern als soziales und ökonomisches Problem in den Blick genommen. Es war auch kein genuin ökonomisch-kameralistischer Autor, der als Erster auf die Manufakturarbeiter (sei es im Verlag oder einer Fabrik) als spezifische Gruppe von *working poor* aufmerksam machte, sondern der Theologe und Demograph Johann Peter Süssmilch (1707–1767). Schon in der ersten Auflage seiner *Göttlichen Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts* von 1741 hatte er den negativen demographischen Effekt grosser Städte dokumentiert, die für die Erhaltung ihrer Grösse auf Zuwanderung angewiesen waren. War sein Denken in seinen frühen Schriften noch ganz von statistisch-demographischen Fragen und seiner physikotheologischen Zielsetzung dominiert, so begann er im Laufe der Jahre intensiver nach den sozioökonomischen Gründen der hohen urbanen Mortalität zu suchen und entdeckte sie unter anderem in den miserablen Lebensbedingungen der Manufakturarbeiter.[37]

Aus demographischen – und christlich-karitativen – Gründen gelangte er somit zur Wahrnehmung und Kritik der abhängigen Lohnarbeit und insbesondere der dort bezahlten niedrigen Löhne. In diesem Zusammenhang sprach er das ökonomische Eigeninteresse der Unternehmer und des Staates an. Denn das Wohlergehen des Landes basiere auf der Arbeitskraft dieser Produzenten: «Ohne sie stünden unsere Manufacturen stille. Wir müssen sie also nicht zu arm werden lassen, sonst werden sie kraftlos, und sterben in gesunden Tagen.»[38] Gleichwohl sah er die niedrigen Löhne als unvermeidlich an, um die Wettbewerbsfähigkeit der Manufakturen zu erhalten. Anders als Becher und Marperger vor ihm gab Süssmilch – vordergründig – einer intensiven Marktregulierung zum Schutz der kleinen Produzenten keine Chance.
Seine eigene Lösung des Problems entwickelte er auf zwei unterschiedlichen Ebenen. Zur Linderung der akuten Not forderte er einen massiven Ausbau der Armen- und Sozialfürsorge, um die armen Arbeiter mit medizinischer Versorgung und Nahrungsmitteln in Krisenzeiten auszustatten. Süssmilch hatte dabei die reale Situation der Berliner Manufakturarbeiter vor Augen, wie er sie in seiner *Betrachtung über die epidemischen Krankheiten des Jahres 1757* dokumentierte.[39] Der Berliner Theologe stand im Bann der sich um die Jahrhundertmitte beschleunigenden Entwicklung Berlins zur grossen Gewerbestadt, die er sowohl als Demograph wie in seinem Alltag als Kirchenmann miterlebte.[40] Eine Lohnerhöhung – so sehr diese erwünscht sein mochte – oder die Änderung der Produktionsstruktur, die in diesem Fall eine Rückentwicklung zum lokalen Handwerk gewesen wäre, kam für ihn nicht in Frage, da dies den neuen Wohlstand der Stadt gefährdet hätte. Aus diesem Grund musste eine obrigkeitliche Armenfürsorge die zwangsläufigen negativen Folgen der neuen Wirtschaftsordnung auffangen.
Süssmilch blieb aber nicht bei dieser Verlegenheitslösung stehen. Auf einer abstrakteren Ebene der langfristigen Wirtschaftspolitik und der demographischen Verteilung der Einwohner im Raum entwickelte er ein alternatives Wirtschaftsmodell, das den in Berlin auftretenden Problemen vorbeugen sollte. In der zweiten Auflage seiner *Göttlichen Ordnung* von 1761/62 stellte er das Ideal eines gleichmässig bevölkerten Landes ohne eine zu grosse dominante Stadt vor, in dem auch Manufakturen gedeihen, die aber der Landwirtschaft keine Arbeitskräfte entziehen dürften.[41] Diese Landwirtschaft sollte von einer Masse von kleinen selbständigen Bauern betrieben werden, wofür die fürstlichen Domänen und grossen Güter aufgelöst beziehungsweise verpachtet werden müssten.[42] In Bezug auf das zentrale wirtschaftspolitische Thema des Kameralismus, die staatlich gelenkte Entwicklungspolitik, vertrat er damit eine heterodoxe Position gegenüber dem Mainstream, wie er vor allem von Justi vertreten wurde. Ohne physiokratisch beeinflusst zu sein, zog Süssmilch die Entwicklung der Landwirtschaft vor, der erst im Nachgang auch ein Ausbau von städtischer Produktionsökonomie mit Manufakturen und Fabriken folgen sollte. Auf der Ebene der langfristigen Wirtschaftsordnung wollte er genau jene Entwicklung verhindern, die

er in Berlin beobachtet hatte und als nicht mehr revidierbar einschätzte. Seine demographischen Analysen der sozialen und ökonomischen Gründe der Eheschliessung bezeugen ein Ideal der auskömmlichen selbständigen Produzenten, denn nur diese seien in der Lage, ihr prokreatives Potential voll auszunutzen und somit das Bevölkerungswachstum anzutreiben.[43] Süssmilchs Forderung des gebremsten Wachstums der Manufakturen und der proportionalen Bevölkerungsverteilung im Raum stellen ein Pendant zu Bechers und Marpergers Konzepten der Marktregulierung dar, da sie das gleiche Ziel verfolgen.

Mit seiner Ablehnung grosser Städte und der Zurückstellung des Wachstums von Manufakturen und Fabriken hinter die Landwirtschaft nahm Süssmilch eine Aussenseiterposition ein, der Kern seiner Vorstellung einer vom Staat wohlgeordneten ökonomischen Gesellschaft einschliesslich der Präferenz für selbständige Produzenten gehörte aber zu den Grundpositionen aller Kameralwissenschaftler. Mit deren wichtigstem Vertreter, Johann Heinrich Gottlob von Justi, führte Süssmilch 1756 eine Debatte um die Sterblichkeit in grossen Städten sowie den Nutzen oder Nachteil von Manufakturen.[44] Justi bekannte sich zu deren uneingeschränkter Förderung und veröffentlichte wenige Jahre nach dem Streit eine *Vollständige Abhandlung von denen Manufacturen und Fabriken*, die den Anspruch hatte, die erste «vollständige Abhandlung» dieser Frage zu sein und die herrschende Begriffsverwirrung zu beenden.[45] Justi definierte darin die Fabriken als Bearbeitungen von Sachen mithilfe von Feuer und Hammer, während Manufakturen «bloß mit der Hand» gemacht würden.[46] Diese an der Produktionsweise und nicht am Produktionsort orientierte Unterscheidung hielt er aber selbst nicht dauerhaft durch, sondern verfiel in einen Sprachgebrauch, der mit «Fabrik» zentralisierte Grossbetriebe und mit «Manufaktur» dezentrale, verlagsmässige Produktion bezeichnete. Eine solche Begriffsverwendung prägt zumindest das Räsonnement über die für den Staat und die Produzenten vorteilhafteste Organisation der Textilproduktion, das den gleichen Tenor hat wie die Äusserungen der älteren Autoren. Es sei am dienlichsten, wenn «dieselben durch viele einzelne Meister» vorgenommen würde, die sich selbst verlegen könnten. «Hundert Tuchmanufacturiers machen aber eine viel dauerhaftigere Gründung dieses Nahrungsgeschäftes aus, als eine einzige große Tuchfabrike, die durch vielerley Zufälle einen großen Stoß bekommen und zu Grunde gehen kann. [...] Es ist auch vor den Staat und den Nahrungsstand allemal ungleich vortheilhaftiger, wenn hundert Familien im Wohlstande und guter Nahrungs sind, als wenn diese hundert Familien in Elend und Dürftigkeit leben, und dargegen der Vortheil von ihrer Arbeit einer einzigen Familie, oder einer Gesellschaft von 6 oder 8 Familien zufließet.»[47]

Um diese Verteilung der Produktion zu gewährleisten, schlägt Justi wie schon Marperger vor, ein Manufakturhaus als zentralen Verlag zu gründen. «Es ist demnach in der That kein besseres Mittel die Manufacturiers zu verlegen, als die ietzt von mir vorgeschlagene Einrichtung des Manufacturhauses. So bald der Manufacturier seine

Waaren fertig hat; so kann er sie vor ihren gerechten Werth in dem Manufacturhause absetzen. Er kann so fort Materialien zu anderer Arbeit guten Kaufs erhalten, als auch zugleich das benöthigte baare Geld zu Führung seiner Haushaltung haben. Wenn er fleißig und haushältig ist; so kann er allemal um so viel mehr Materialien nehmen, als er an der Arbeit gewinnet; und er kann mithin sein Gewerbe nach und nach vergrößern.»[48] Vom klassischen Handwerker unterscheidet sich dieser «Manufacturier» lediglich dadurch, dass er verlegt wird, was in Exportgewerben ohnehin gängig war. Ansonsten produziert er in der eigenen Werkstatt oder Stube und wirtschaftet vollständig selbständig. Das mit staatlichen Geldern vorfinanzierte Manufakturhaus hat zudem die Aufgabe, die Handarbeiter vor den Härten des Marktes und den Zumutungen der privaten Verleger zu schützen. Es soll nicht nur dann einspringen, wenn der Absatz in Krisenzeiten gehemmt ist, sondern auch, «wenn die Verleger in tyrannischer Weise den Lohn verkürzen wollen». Die Manufakturhäuser dagegen müssten «jederman um einen gerechten Lohn Arbeit geben».[49]

In seiner Kritik an den Strukturen, die sich im Gewerbe gebildet hatten, bezog sich Justi explizit auf Süssmilch, der «das Elend, das sich in großen Städten, wo viele Manufacturen sind, ereignet, sehr lebhaft vorgestellet» habe.[50] In ähnlicher Weise erkannte der Kameralist Georg Heinrich Zincke (1692–1769) die negativen Folgen der an sich so nutzbringenden Manufakturen an. In einer kleinen *Abhandlung von der Wirthschaftskunst der Armen und Dürftigen*, dem ersten allein den Armen gewidmeten Buch des Kameralismus, beschäftigte er sich mit der Lage der arbeitenden Armen, die er als die «Dürftigen» von den nicht arbeitsfähigen «Armen» absetzte. Sie lebten oft am Rande des Existenzminimums, woran nicht nur Verschwendungssucht oder moralische Minderwertigkeit schuld seien, sondern auch strukturelle Gründe. Denn in den Beziehungen «zwischen dürftigen Arbeitern und Bemittelten» würden «denen Dürftigen in ihren Nahrungsgeschäfften durch viele Ungerechtigkeiten die größten Hindernisse in Weg gelegt». Zu diesen beklagenswerten Bereichen «unter andern die Gesellschaft der Verleger im Manufacturwesen mit denen armen Fabrikanten, gehöret, welche sonst so ersprieslich zum gemeinen Besten und auch diesen Dürftigen seyn könnte».[51] Statt aber dem gemeinen Wohl zu dienen, würden die Verlage diesen «Dürftigen» so wenig bezahlen, dass sie schliesslich die Ränge der «wahren Armen» verstärken würden, die nicht ohne Armenfürsorge überleben konnten.

Trotz dieser Kritik standen alle Kameralisten vor dem gleichen Dilemma: Sie traten für ein Wachstum der Manufakturen ein, wofür ihrer Ansicht nach ein relativ freier Warenmarkt mit freier Preisbildung notwendig war, selbst wenn die Produkte nicht zum Export gedacht waren, sondern im Inland Importe substituieren sollten. Der älteren Idee von absoluter Abschottung gegenüber fremden Waren wurde eine Absage erteilt, da diese nicht zu realisieren wäre. So postulierte Justi, dass selbst staatliche Einfuhrverbote den Preiswettbewerb nicht aufhalten könnten: «So bald der Unterschied in dem Preiße der Waaren sehr merklich ist; so werden sich die

Unterthanen die ausländischen ohngeachtet des Verbothes und aller Maaßregeln zu verschaffen wissen.»[52] Aus diesem Grund kam dem Herstellungspreis eine entscheidende Rolle zu, der wiederum von der Lohnhöhe determiniert war, wie Justi schärfer als viele andere Kameralisten betonte. Aus der gleichen Überlegung hatte sich die Niedriglohntheorie in England gebildet, die er aber explizit verwarf: «Es giebt zwar vermeinte Staatskundige, welche behaupten, daß der Bauer und der Pöbel arm seyn müsse, und daß er alsdenn nur desto fleißiger seyn würde [...]. An solchen Grundsätzen hat meines Erachtens mehr ein böses, und von aller Menschenliebe entferntes Herz, als der Verstand Antheil. Denn die Unrichtigkeit dieser Maximen ist überaus leicht einzusehen.»[53] Der Fleiss werde durch die Armut keineswegs vermehrt, statt dessen hat eine grosse Menge armer Arbeiter nach Justi schwerwiegende Folgen für die ökonomische Situation des Staates: Zum einen fallen sie als Konsumenten aus, was die Menge der produzierten Güter vermindern wird, zum anderen leidet das Wachstum der Bevölkerung, da die auskömmlichen Familien die meisten Kinder zeugen. Das gleiche populationistische Argument hatte Süssmilch zugunsten der auskömmlichen selbständigen Familien angeführt.

Trotz allem musste die Produktion so günstig wie möglich sein, das betont Justi immer wieder, wozu niedrige Lebensmittelpreise entscheidend seien. Die Korrelation zwischen Lohn und Lebensmittelpreisen erläutert er nicht weiter, sie stellt einen jener im Kameralismus vielfach anzutreffenden «natürlichen» Zusammenhänge dar, die keiner weiteren argumentativen Begründung bedurften. Über die Lohnbildung äusserte sich Justi ohnehin nicht, ausser dem impliziten Hinweis auf die schnellen Veränderungen der Löhne, die jeglichen staatlichen Eingriff per Taxordnung sinnlos machten.[54] Den für die englischen Autoren entscheidenden Faktor, der zur Minimierung des Lohnes führe, schliesst er jedoch aus: die Konkurrenz der Arbeitnehmer. Denn eine zu grosse Konkurrenz der Arbeiter – wieder als selbständige Produzenten gedacht – lehnt er ab. Anfangs führe der Wettbewerb zwar zu einer Verbesserung der Waren, doch mit der Zeit komme es unweigerlich zu einem Qualitätsverlust, da alle nur noch versuchten, sich im Preis zu unterbieten. «Die Waaren werden unaufhörlich etwas von ihrer Güte und Beschaffenheit, endlich aber dadurch allen Ruf verlieren, den sie in den Commercien gehabt haben. Diese Wirkung des grossen Zusammenflusses von Arbeitern ist so gewiß und natürlich, dass sie sich allemal ohnfehlbar ereignen wird, wenn die Gesetze, welche eine unabläßliche Vorsorge über diese Nahrungsgeschäfte tragen müssen, dieselbe nicht verhüten.»[55] Der angebliche Beweggrund der populationistischen Bevölkerungspolitik, durch Vermehrung der Arbeiter die Löhne zu senken, spielt hier keine Rolle; im Gegenteil, ein solcher Wettbewerb muss vielmehr staatlich verhindert oder zumindest gelenkt werden, da die massenweise Verarmung zu einem niedrigeren Bevölkerungswachstum führt.

Wie die übrigen Kameralisten konzentrierte sich Justi auf die «richtige Proportion», die in allen Dingen von der Obrigkeit gesichert werden müsse; in diesem Fall war

dies das richtige Verhältnis von Arbeitsplätzen zu Arbeitern. Weder Arbeitgeber noch Arbeiter sollten auf dem Arbeitsmarkt eine dominante Verhandlungsposition einnehmen können, sei es durch ein Über- oder ein Unterangebot von Arbeitskraft, um die Löhne nach unten oder oben zu manipulieren. Justis ablehnende Haltung gegenüber obrigkeitlichen Lohnfestsetzungen steht in diesem Kontext der zumindest theoretisch anvisierten Globalsteuerung des Arbeitsmarktes. Wegen der schnellen Veränderungen könnten Preise und Löhne sich nur am Markt bilden, der aber insgesamt so eingehegt sein sollte, dass dabei keine unerwünschten Werte herauskommen würden.[56] Die freie Lohn- und Preisfindung mag zwar auf den ersten Blick der zünftigen Praxis festgesetzter Taxen diametral widersprechen. Betrachtet man die Zünfte jedoch wie die jüngere Forschung als vor allem marktordnende Institutionen, die in der Realität vielfältige offizielle und inoffizielle Freiheiten persönlichen Handelns und abstrakte Marktmechanismen zuliessen, so ergeben sich doch homologe Marktmodelle. Dazu kommt schliesslich noch: Wie bei den vorherigen deutschen Autoren stellt auch für Justi letztlich doch die Qualität – trotz aller Betonung des Preisfaktors – das entscheidende Erfolgsrezept im Wettbewerb dar. Sein eigens publiziertes Werk über die Manufaktur- und Fabrikenreglements thematisiert daher ausführlich, wie die Obrigkeit die Qualitätsstandards zu sichern habe. Von Preisen oder Löhnen ist dagegen nicht die Rede.

Die Einheit sozialökonomischer Vorstellungen in der ständischen Gesellschaft

Die Untersuchung des Menschenbildes und Marktmodells der Kameralisten, wie es sich in den Vorstellungen von Selbständigkeit und Lohnarbeit manifestiert, ergibt zwei Resultate, die eine bemerkenswerte Einheit der sozialökonomischen Vorstellungen im deutschen Sprachraum erweisen. Erstens zeigt sich, dass bei aller unbestreitbaren Entwicklung des kameralistischen Denkens in den hundert Jahren zwischen Becher und Justi das grundlegende Menschenbild und Marktmodell konstant blieben. Im Zentrum stand die gemeinsame Vorstellung vom wirtschaftenden Individuum als selbständigem Produzenten, der mit seiner Werkstatt oder seinem Hof sich und seine Familie adäquat und standesgemäss ernähren konnte. Dabei musste er sich dem ökonomischen Wettbewerb stellen, es sollte ihm nichts geschenkt werden, etwa durch unrechte Privilegien, seine – ihm zustehende – Nahrung musste er ehrlich und fleissig verdienen. Genauso war es aber nach kameralistischer Auffassung die Aufgabe der Obrigkeit, das Marktgeschehen so zu organisieren, dass die Menschen ihre «Nahrung» finden, das heisst standesgemäss und als selbständige Produzenten überleben konnten. Zu diesem Zweck ventilierten die Autoren mögliche Massnahmen, die das Sozialmodell sichern sollten, ohne die dynamisierenden Kräfte des Marktes vollständig auszuschalten. Dieser Spagat sollte sowohl durch gesetzliche Regulierung als

auch durch aktive Teilnahme am Marktgeschehen, etwa über die Manufakturhäuser, gelingen. Eine Voraussetzung dafür war es, die Macht der Zünfte zu brechen, um alle Regulierungsfunktionen zentral zu bündeln. Trotz dieses Konflikts um die Autorität der Marktbeeinflussung verband – zweitens – das gemeinsame Ideal der nahrhaften selbständigen Produzenten das ökonomische Denken von Kameralisten und Zünften. Beide akzeptierten den Markt als prägenden Faktor, der aber nur in einem begrenzten Rahmen wirken durfte: solange er die ideale Sozialordnung nicht untergrub.

Mit Hilfe der «Consumption» entwickelten die Kameralisten sogar ein Konzept, das die alte Idee der standesgemässen Nahrung zu einer zentralen Notwendigkeit ihres ökonomischen Zirkulationsmodells machte. Nur wenn die Produzenten mehr als einen reinen Subsistenzlohn erhielten, waren sie in der Lage, als Konsumenten aufzutreten und den Wirtschaftskreislauf zu beleben. Die Autoren veranschaulichten ihre territorial gedachte Theorie mit Beispielen eines begrenzten städtischen Marktes und übernahmen hier in Form und Inhalt die Argumente von Zünften, die immer darauf verwiesen, welch negative Folgen der Verlust ihrer eigenen «Nahrung» für alle anderen Gewerbetreibenden der Stadt haben werde. Obgleich die ökonomische Argumentation für die standesgemässe Nahrung in den Schriften der Kameralisten überwiegt, hat die soziale Bedeutung eine mindestens genauso grosse Bedeutung. Ähnlich wie beim in jüngster Zeit in den USA entwickelten Konzept von *living wage* als Gegensatz zum klassischen Subsistenzlohn oder dem neoklassischen *minimum wage* wird die Lohnhöhe hier mit sozialen Normen verbunden.[57] Insofern unterscheidet sich die «Nahrung» grundsätzlich vom rein ökonomisch definierten Subsistenzlohn der englischen Wirtschaftstheorie. Die kameralistische Betonung der doppelten Rolle als Produzent und Konsument basierte jedoch auf einer notwendigen Leerstelle: den Lohnarbeitern unterhalb des selbständigen Handwerksmeisters. Während diese im Mittelpunkt der englischen Lohndebatten standen, wurden sie von Kameralisten wie Zünften ignoriert.

Der übliche Antagonismus zwischen Zünften und Kameralisten erweist sich somit an zentralen Stellen als unzutreffend. Für die historische Forschung ergeben sich aus dieser Erkenntnis neue Fragestellungen. Angesichts der inhaltlichen Nähe kameralistischer Schriften und zünftiger Ideen und Praktiken stellt sich die Frage nach dem Verhältnis beider Diskursformationen zueinander, nach ihrer gegenseitigen inhaltlichen Beeinflussung, nach den Kommunikationskanälen sowie den Überschneidungen der jeweiligen Trägergruppen. Weder die Zunft- noch die Kameralismusforschung haben sich bislang dieser Themen angenommen, was auch an der scharfen Trennung beider Forschungsbereiche liegt. Zur Überwindung dieser Spaltung ist ein integrierender Ansatz nötig, der die Sprachen ökonomischen Räsonnements in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen in den Blick nimmt.[58] Gerade im deutschen Fall wird dies dazu beitragen, einige Spezifika des Kameralismus besser erklären zu können, als es bislang möglich ist.

Anmerkungen

1 Ehmer, Josef, «Traditionelles Denken und neue Fragestellungen zur Geschichte von Handwerk und Zunft», in: Lenger, Friedrich (Hg.), *Handwerk, Hausindustrie und die historische Schule der Nationalökonomie. Wissenschafts- und gewerbegeschichtliche Perspektiven*, Bielefeld 1998, S. 19–77; Brandt, Robert; Buchner, Thomas (Hg.), *Nahrung, Markt oder Gemeinnutz. Werner Sombart und das vorindustrielle Handwerk*, Bielefeld 2004.

2 Reith, Reinhold, *Lohn und Leistung. Lohnformen im Gewerbe 1450–1900*, Stuttgart 1999; Medick, Hans, *Weben und Überleben in Laichingen, 1650–1900. Lokalgeschichte als allgemeine Geschichte*, Göttingen 1996, S. 79; Buchner, Thomas, *Möglichkeiten von Zunft. Wiener and Amsterdamer Zünfte im Vergleich (17.–18. Jahrhundert)*, Wien 2004, S. 114.

3 Buchner (wie Anm. 2), S. 27.

4 Hervorragend gelungen ist dies im Sammelband, der die Ergebnisse der belgisch-niederländischen Zunftforschung des letzten Jahrzehnts zusammenfasst. Prak, Maarten et al. (Hg.), *Craft Guilds in the Early Modern Low Countries. Work, Power and Representation*, Aldershot 2006.

5 So etwa Buchner (wie Anm. 2), S. 149–151.

6 Sombart, Werner, *Der moderne Kapitalismus*, Bd. 1, 1, München 1987 (unveränderter Nachdruck der 2., neubearb. Auflage 1916), S. 34.

7 Blickle, Renate, «Nahrung und Eigentum als Kategorien in der ständischen Gesellschaft», in: Schulze, Winfried (Hg.), *Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität*, München 1988, S. 73–93, hier S. 86.

8 Prak, Maarten, «Individual, corporation and society: the rhetoric of Dutch guilds (18th C.)», in: ders.; Boone, Marc (Hg.), *Statuts individuels, statuts corporatis et status judiciaires dans les villes européennes (moyen âge et temps modernes)*, Louvain 1996, S. 255–279, hier S. 266.

9 Reith, Reinhold, *Arbeits- und Lebensweise im städtischen Handwerk. Zur Sozialgeschichte Augsburger Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert (1700–1806)*, Göttingen 1988, S. 169 f.; Pfister, Ulrich, «Craft Guilds and Technological Change: The Engine Loom in the European Silk Ribbon Industry in the Seventeenth and Eighteenth Centuries», in: Epstein, Stephan R.; Prak, Maarten (Hg.), *Guilds, Innovation, and the European Economy, 1400–1800*, Cambridge 2008, S. 172–198.

10 Zu diesem auf Marx zurückgehenden und von Pirenne ausgearbeiteten Modell vgl. DuPlessis, Robert; Howell, Martha, «Reconsidering the Early Modern Urban Economy: The Cases of Leiden and Lille», *Past and Present* 94 (1982), S. 49–84, hier S. 49 f.

11 Diese Praxis ist in den letzten Jahren vor allem für die südlichen Niederlande erforscht worden. Lis, Catharina; Soly, Hugo, «Subcontracting in Guild-based Export Trades, Thirteenth-Eighteenth Centuries», in: Epstein/Prak (wie Anm. 9), S. 81–113.

12 DuPlessis/Howell (wie Anm. 10), S. 62.

13 Prak, Maarten, «Corporate politics in the Low Countries: guilds as institutions, 14th to 18th centuries», in: Prak (wie Anm. 4), S. 74–106, hier S. 74.

14 Epstein, Steven A., *Wage Labor and Guilds in Medieval Europe*, Chapel Hill 1991, S. 100.

15 Brandt, Robert, «Handwerk und Arbeit. Anmerkungen zur deutschsprachigen Handwerksgeschichtsschreibung und zur Geschichte des vorindustriellen Handwerks in Mitteleuropa während der Frühen Neuzeit», in: Laude, Corinna; Hess, Gilbert (Hg.), *Konzepte von Produktivität im Wandel vom Mittelalter in die Frühe Neuzeit*, Berlin 2008, S. 289–314, hier S. 297.

16 Vgl. Farr, James, «On the Shop Floor: Guilds, Artisans, and the European Market Economy, 1350–1750», *Journal of Early Modern History* 1 (1997), S. 24–54, hier S. 50 f.

17 Dithmar, Justus Christoph, *Einleitung in die Oeconomische Policei- und Cameral-Wissenschaften*, neue, verm. Auflage, Frankfurt a. d. Oder 1748, S. 200.

18 Loen, C. B. von, *Ohnverfängliche Vorschläge zu Einrichtung einer guten Policey*, 2. Auflage, Frankfurt a. M. 1740, S. 107.

19 Mandeville, Bernard, *The Fable of the Bees: or, Private Vices, Publick Benefits*. The 2nd ed., enl. with many additions, London 1723, S. 212.

20 Furniss, Edgar S., *The Position of the Laborer in a System of Nationalism. A Study in the Labor*

Theories of the Later English Mercantilists, Boston, New York 1920; Heckscher, Eli F., *Der Merkantilismus*, Bd. 2, Jena 1932, S. 148–153.

21 Vgl. die jüngste Zusammenfassung der Debatte bei Dew, Ben, «Political Economy and the Problem of the Plebs in Eighteenth-Century Britain», *History Compass* 5 (2007), S. 1214–1235.

22 Schon Viner meinte 1968 vorsichtig: "It seems difficult to find on the Continent any trace of a special affinity between mercantilist thought in general and the low-wage doctrine." Viner, Jacob, «Mercantilist Thought», *International Encyclopedia of the Social Sciences*, Bd. 4, New York 1968, S. 435–443, hier S. 439. Auch Heckscher selbst hatte diesen «Mangel» insbesondere am französischen Fall erkannt, ihn aber mit der Dürftigkeit der französischen ökonomischen Literatur des 17. Jahrhunderts erklärt. Heckscher (wie Anm. 20), S. 145. Zur französischen Lohndebatte des 18. Jahrhunderts differenziert Spengler, Joseph J., *French Predecessors of Malthus. A Study in Eighteenth-Century Wage and Population Theory*, New York 1965.

23 Vgl. Blaich, Fritz, *Die Epoche des Merkantilismus*, Wiesbaden 1973, S. 90 f.

24 Sieferle meint, eines der Argumente des Populationismus in Deutschland sei gewesen, «daß eine hohe Bevölkerungsdichte zu niedrigen Löhnen führte», führt jedoch keine Belege an. Sieferle, Rolf Peter, *Bevölkerungswachstum und Naturhaushalt. Studien zur Naturtheorie der klassischen Ökonomie*, Frankfurt a. M. 1990, S. 154.

25 Vgl. Millward, Robert, «The Emergence of Wage Labor in Early Modern England», *Explorations in Economic History* 18 (1981), S. 21–39. Das heisst keineswegs, dass es in England keine Ablehnung der Lohnarbeit(er) gegeben habe. Hill spricht von der «‹ideological› hostility to the status of wage labourer which many men and women felt in the eighteenth century». Hill, Christopher, «Pottage for Freeborn Englishmen: Attitudes to Wage Labour in the Sixteenth and Seventeenth Centuries», in: Feinstein, C. H. (Hg.), *Socialism, Capitalism and Economic Growth. Essays presented to Maurice Dobb*, Cambridge 1966, S. 338–350, hier S. 338.

26 Matis, Herbert, «Über die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse österreichischer Fabrik- und Manufakturarbeiter um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert», *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 53 (1966), S. 434–476, hier S. 436.

27 Hunecke, Volker, «Überlegungen zur Geschichte der Armut im vorindustriellen Europa», *Geschichte und Gesellschaft* 9 (1983), S. 480–512, hier S. 504.

28 Vgl. Röper, Burkhard, «Ansätze einer Marktformenlehre bei J. J. Becher», in: Montaner, Antonio (Hg.), *Geschichte der Volkswirtschaftslehre*, Köln, Berlin 1967, S. 91–116.

29 Becher, Johann Joachim, *Politische Discurs, von den eigentlichen Ursachen des Auff- und Abnehmens der Städt, Länder und Republicken*, 2., erw. Auflage, Frankfurt a. M. 1673, S. 111 f.

30 Ebd., S. 114.

31 Zu Bechers Affinität zum kleinstädtisch-handwerklichen Gewerbe vgl. Smith, Pamela H., *The Business of Alchemy. Science and Culture in the Holy Roman Empire*, Princeton 1994.

32 Becher (wie Anm. 29), S. 115.

33 Marperger, Paul Jacob, *Ausführliche Beschreibung des Zeugmacher-Handwercks*, Leipzig, Dresden 1723 [?], S. 16.

34 Ebd., S. 16, 22.

35 Marperger, Paul Jacob, *Beschreibung des Tuchmacher-Handwercks*, Leipzig, Dresden 1723, S. 350.

36 Vgl. Koselleck, Reinhart, *Preussen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791 bis 1848*, 3. Auflage, Stuttgart 1981, S. 117–119.

37 Vgl. Dreitzel, Horst, «J. P. Süssmilchs Beitrag zur politischen Diskussion der deutschen Aufklärung», in: Birg, Herwig (Hg.), *Ursprünge der Demographie in Deutschland. Leben und Werk Johann Peter Süssmilchs (1707–1767)*, Frankfurt, New York 1986, S. 29–141.

38 Süssmilch, Johann Peter, *Abhandlung von dem schnellen Wachsthum der Königl. Residentz Berlin*, o. O. 1752, S. 46.

39 Süssmilch, Johann Peter, «Gedancken von den epidemischen Kranckheiten und dem grösseren Sterben des 1757ten Jahres», o. O. 1758, ed. in: ders., *Die königliche Residenz Berlin und die Mark Brandenburg im 18. Jahrhundert. Schriften und Briefe*, hg. von Jürgen Wilke, Berlin 1994, S. 69–117.

40 Vgl. Schultz, Helga, «Sozialstruktur und Lebensweise Berliner Lohnarbeiter im 18. Jahrhundert», in: *Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Berlins vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte*, Sonderband, Berlin 1986, S. 7–28.

41 Süssmilch, Johann Peter, *Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen*, 2 Bände, Berlin 1761/62, Bd. 1, S. 116; Bd. 2, S. 54.

42 Ebd., Bd. 2, S. 31–33.

43 Ebd., Bd. 2, S. 9 f.

44 Dreitzel (wie Anm. 37), S. 95.

45 Justi, Johann Heinrich Gottlob von, *Vollständige Abhandlung von denen Manufacturen und Fabriken*, Kopenhagen 1758, Vorbericht.

46 Ebd., S. 5 f.

47 Ebd., S. 95.

48 Ebd., S. 117.

49 Justi, Johann Heinrich Gottlob von, *Die Grundfeste zu der Macht und Glückseeligkeit der Staaten; oder Ausführliche Vorstellung der gesamten Policey-Wissenschaft*, 2 Bände, Königsberg, Leipzig 1760/61, Bd. 1, S. 268.

50 Ebd.

51 Zincke, Georg Heinrich, *Abhandlung von der Wirthschaftskunst der Armen und Dürftigen*, Düsseldorf 1759, S. 179. Unbewusst zeigt Zincke auch die noch flüssige Begrifflichkeit, wenn er einmal von «Arbeitern» und im nächsten Satz von «armen Fabrikanten» spricht.

52 Justi (wie Anm. 45), S. 49.

53 Justi (wie Anm. 49), Bd. 2, S. 387 f.

54 Justi (wie Anm. 45), S. 126.

55 Justi, Johann Heinrich Gottlob von, *Abhandlung von denen Manufactur- und Fabriken-Reglements*, Berlin, Leipzig 1762, S. 9.

56 Vgl. zum komplexen Verhältnis von Markt und Regulierung Priddat, Birger P., «Kameralismus als paradoxe Konzeption der gleichzeitigen Stärkung von Markt und Staat. Komplexe Theorielagen im deutschen 18. Jahrhundert», *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 31 (2008), S. 249–263.

57 Figart, Deborah M., «Ethical foundations of the contemporary living wage movement», *International Journal of Social Economics* 28 (2001), S. 800–814, hier S. 811. Eine Übersicht über das christlich-scholastische *living-wage*-Denken der Frühen Neuzeit gibt Noell, Edd S., Smith and a Living Wage: Competition, Economic Compulsion, and the Scholastic Legacy, *History of Political Economy* 38 (2006), S. 151–174, hier S. 154–160.

58 Ähnliche Studien liegen bislang nur für Frankreich vor. Sonenscher, Michael, *Work and Wages. Natural Law, Politics and the Eighteenth-Century French Trades*, Cambridge 1989; David K. Smith, «Structuring Politics in Early Eighteenth-Century France: The Political Innovations of the French Council of Commerce», *The Journal of Modern History* 74 (2002), S. 490–537.